

Eva Weissweiler • Villa Verde oder das Hotel in Sanremo



Eva Weissweiler

VILLA VERDE  
ODER DAS HOTEL  
IN SANREMO

Das italienische Exil  
der Familie Benjamin

Mit einem Nachwort  
von Mona Benjamin

**btb**

*Für Stefan Benjamin*  
(1918 – 1972)

# Inhalt

## **Prolog**

Berlin 1933 .....	7
-------------------	---

## **Kapitel I**

»Die günstigste Winterstation der Riviera« .....	29
1933 – 1934	

## **Kapitel II**

Palmen und Giftgas .....	67
1935 – 1937	

## **Kapitel III**

Gruppenbild mit Gästen .....	109
1937 – 1939	

## **Kapitel IV**

Das Ende der Villa Verde .....	145
1939 – 1940	

## **Kapitel V**

Walters Stimme .....	185
1940 – 1972	

Nachwort von Mona Benjamin .....	221
Danksagung .....	227
Literaturverzeichnis .....	228
Mitglieder der Familien Benjamin und Kellner in Kurzbiografien .....	233
Zeittafel .....	244
Benutzte Archive .....	259
Endnoten .....	260

## PROLOG

Berlin 1933

### **Einmal herauskommen!**

Im Juli 1933 war der Himmel über Berlin grau und bewölkt. Es regnete viel und war sehr kühl für die Jahreszeit, nicht einmal achtzehn Grad. An manchen Tagen musste Dora die großen Räume in der Grunewald-Villa sogar heizen. Doch es war nicht nur das Wetter, das diese unbändige Lust, »einmal herauszukommen«, in ihr weckte.<sup>1</sup> Es war die ganze verzweifelte Lage. Ihr Schwager, der Arzt Georg Benjamin, saß in Plötzensee ein und wurde, wie es hieß, schwer misshandelt, weil er nicht nur Jude, sondern auch Kommunist war. Sein Bruder, ihr geschiedener Mann, der Schriftsteller und Philosoph Walter Benjamin, hatte im März gerade noch rechtzeitig abreisen können, erst nach Paris, dann nach Ibiza, von wo er traurige Briefe schrieb. Er war krank, hatte kaum Geld, keinen guten Arzt und durfte nicht mehr für seinen Hauptauftraggeber, den Rundfunk, arbeiten, sondern nur noch für Zeitungen wie die »Vossische« oder die »Frankfurter«, meistens unter Pseudonymen wie »Detlef Holz«, »K. A. Stempflinger« oder »C. Conrad«.

Sie waren von 1917 bis 1930 verheiratet gewesen und hat-

ten einen Sohn, Stefan, der 1918 in Bern geboren worden war. Es war eine intensive, wenn auch manchmal sehr schwierige Ehe, zum Schluss eigentlich nur noch eine Art Freundschaft, in der jeder sein eigenes Leben führte.<sup>2</sup> Dora, 1890 geboren, war zwei Jahre älter als Benjamin. Sie stammte aus Wien. Ihr Vater war der Zionist und Anglist Leon Kellner, ihre Mutter, Anna Kellner, geborene Weiß, eine anerkannte literarische Übersetzerin aus dem Englischen. Sie selbst hatte nach einem Elite-Abitur Chemie studiert, später auch Philosophie, erst in Wien, dann in Berlin, zusammen mit ihrem ersten Mann, Max Pollak, mit dem sie von Anfang an unglücklich gewesen war. Es war eine erzwungene Ehe. Ihre Eltern hatten diesen Mann, Sohn reicher jüdischer Eltern aus Bielitz,<sup>3</sup> der Heimatstadt ihrer Mutter, für sie ausgesucht, des Geldes und wohl auch des Anstands wegen. Denn Dora war groß, blond und langbeinig. Sie hatte zu viele Verehrer. Das durfte nicht sein. Darum musste sie schnell verheiratet werden. An ihr Glück hatte man dabei nicht gedacht, denn Pollak war psychisch krank und sehr aufbrausend. Die Ehe mit ihm wurde körperlich nie »vollzogen«.<sup>4</sup>

Die erste Begegnung mit Benjamin war wie eine Offenbarung für sie. Es war im Frühjahr 1914 in Berlin: im »Sprechsaal« der »Freien Studentenschaft«, einem Forum für junge, hauptsächlich jüdische Intellektuelle, in dem über Fichte, Nietzsche, George, Pädagogik, Erotik, Wandern, Natur, das Studentenleben, die Jugend und vieles andere diskutiert wurde, oft sehr heiß und bis tief in die Nacht. Hier hörte sie den jungen Studenten der Philosophie am 4. Mai 1914 über das Thema »Hilfe« sprechen, das sie selbst vorgeschlagen hatte.

*Es war wie eine Erlösung. Man atmete kaum. [...] Und zwar sagte Benjamin: Helfen sei nur möglich, wenn man sich liebe. Mir blieb das Herz stehen, ich erfasste ganz, was dies bedeutete: dass man nur helfen dürfe, wenn man liebe und geliebt werde. Immer hatte ich die Möglichkeit gefühlt.<sup>5</sup>*

Sie hatten sich schnell ineinander verliebt, obwohl sie aus sehr unterschiedlichen Verhältnissen kamen, sie aus einem ostjüdisch geprägten Wiener Milieu, er aus großbürgerlichem Berliner Elternhaus, in dem man zu Weihnachten einen Christbaum aufstellte und nur noch an Feiertagen in die Synagoge ging. Niemand sprach Jiddisch. Niemand war Zionist. Man bekannte sich zwar dazu, jüdisch zu sein, war aber, wie viele assimilierte Berliner Juden, nicht wirklich »religiös«, auch wenn man fast ausschließlich jüdische Freunde hatte. Sein Vater war als Rentier oder Privatier an verschiedenen Firmen beteiligt, einem Kunsthaus, einem Bauunternehmen, einer Zichorien-Fabrik, am Berliner Eispalast. Die Geschäfte waren sehr unübersichtlich, jedenfalls für Benjamin, der nie so recht wusste, woher der Reichtum seines Vaters eigentlich stammte und wieso er sich dieses riesige Haus in Berlin-Grunewald, einer der besten Wohngegenden der Stadt, leisten konnte, ausgestattet mit Teppichen, Nippes und Kitsch, darunter ein Mohr, der auf einer Gondel stand.<sup>6</sup>

## Wie ein Traum?

Manchmal muss ihr das alles wie ein Traum vorgekommen sein. Die erste Verliebtheit, der Beginn des Krieges, die Trennung von Pollak, die ersten Wochen des Zusammenlebens mit Benjamin in Seeshaupt am Starnberger See, die Hochzeit mit den vielen, teilweise sehr unangenehmen Verwandten, die Jahre in Bern, wo er seine Dissertation »Über den Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik« geschrieben hatte, die Geburt von Stefan im Kantonsspital. Es war eine glückliche Zeit, die aber schon bald wieder vorbei war, spätestens 1920, als sie, da sie in der Schweiz kein Auskommen mehr hatten, in Benjamins Elternhaus zurückkehren mussten, in die Villa in Berlin-Grunewald an der Delbrückstraße Nr. 23.

War es das Protzige, Steife dieses Ambientes? Die Fabrikbesitzer und Generaldirektoren in der Nachbarschaft? Die Feindseligkeit, die von seinen Eltern und seiner Schwester, die ebenfalls Dora hieß, ausging, während sein Bruder Georg, der schon länger nicht mehr zu Hause wohnte, sich eher zurückhielt? Vor allem war es natürlich das Geld, das er, Benjamin, nicht verdiente, weil er forschen und schreiben wollte, anstatt einen Brotberuf zu ergreifen, als Buchhändler, Lektor oder Bankkaufmann, wie seine Eltern es sich dringend gewünscht hätten. Dauernd gab es Streit um das Thema, bis sie schließlich aus der Villa in Grunewald auszogen, um alsbald wieder einzuziehen, denn ihre finanzielle Not war zu groß, auch wenn sie, Dora, noch so viel arbeitete, als Übersetzerin, Redakteurin oder Journalistin. Sie war Autorin von Kurzgeschichten, Rezensionen, Satiren und Reportagen, schrieb für fast alle großen Ullstein-Blätter und die

»Literarische Welt«, manchmal bis spät in die Nacht, durchaus erfolgreich, aber immer einen »einzigsten Kampf um die Mittel« führend,<sup>7</sup> der sie oft an den Rand des gesundheitlichen Ruins trieb.

Sie wurden sich fremd, verliebten sich heftig in andere, es war mehrmals von Trennung die Rede, aber dann kamen sie doch immer wieder zusammen, wenn auch nur als Freunde. Er war viel im Ausland, Paris, Capri, Neapel, Moskau. Sie blieb in Berlin, um Geld zu verdienen, für Stefan, für sich selbst, aber auch für Benjamin, der kaum Einkünfte hatte, bis er Ende der zwanziger Jahre das Medium »Rundfunk« für sich entdeckte und ein gefragter Autor von Rezensionen und Hörstücken wurde.

Und dann, 1930, die Scheidung wegen einer anderen Frau, der lettischen Schauspielerin und Regisseurin Asja Lacis, die ihn schon bald wieder verlassen würde.<sup>8</sup> Für Dora war das ein gewaltiger Schock. Sie hatte gedacht, es würde ewig so weitergehen, diese »Kameradschaftsehe«, wie man es damals nannte, sehr modern, sehr freizügig, aber trotzdem von Dauer. Doch sie hatte sich bitter getäuscht. Es war ein schlimmer Prozess, in dem Benjamin plötzlich »die verachteten deutschen Gesetze gut genug« waren,<sup>9</sup> um ihren Ruf zu vernichten und ihr das Sorgerecht für Stefan, ja sogar die Wohnung zu entziehen, was ihm allerdings nicht gelang.<sup>10</sup> Seine Klage wurde abgewiesen, da man sie als nicht glaubwürdig und stichhaltig ansah.

Doch das war drei Jahre her. Sie hatten sich wieder versöhnt und im Übrigen andere Sorgen, die Weltwirtschaftskrise, die »Machtergreifung«, die Repressalien gegen die Juden, die Existenzangst, die Geldnot, das Schicksal von

Georg, den sie vielleicht nie mehr wiedersehen würden. Zuerst hatten sie sich nur zögernd wieder einander genähert. Im Juli 1931, bei einem Abendessen mit Joseph Hergesheimer, einem amerikanischen Schriftstellerkollegen, den Dora in ihr Haus eingeladen hatte. Sie hatte einige seiner Romane übersetzt und eine enge Beziehung zu ihm entwickelt, die wohl weit über das Kollegiale hinausging, zumindest zeitweise. »Ich brauche Dir nicht zu sagen, dass meine Liebe und Sorge für Dich unverändert ist, und dass jetzt, da wir so weit voneinander getrennt sind, Dein Bild nichts von seiner Strahlkraft und Bedeutung für mich verliert«,<sup>11</sup> schrieb er in einem Brief aus dem Jahr 1935. Benjamin hatte sich durch die Nähe der beiden nicht irritieren lassen, sondern sich intensiv ins Gespräch mit Hergesheimer, den er sehr schätzte, begeben. Der fand ihn seinerseits nicht besonders beeindruckend, eher bedauernswert: wie jemanden, der »gerade von einem Kreuz herabgestiegen [war], um das nächste zu besteigen«.<sup>12</sup>

Seit dieser Begegnung im alten Zuhause in Berlin-Grunewald sahen Dora und Benjamin sich wieder öfter oder schrieben sich Briefe. Es war alles wie früher, nur ohne Trauschein. Auch in der Unterhaltsfrage wurde eine Lösung gefunden. Dora bestand nicht auf ihren verbrieften Rechten – Rückzahlung der Mitgift und 300 Reichsmark Unterhalt im Monat –, sondern gab sich mit einer Hypothek auf das Haus zufrieden. Benjamin konnte aufatmen. Sie würde ihn nicht ruinieren. Alle ihre Ansprüche seien »in voller Höhe abgefunken«, schrieb der Notar, bei dem sie die Vereinbarung trafen.<sup>13</sup> Beide mögen sich im Nachhinein gefragt haben, wozu diese Scheidung, die so viel Geld und Schmerzen gekostet hatte, überhaupt gut war.

## **Eine tollkühne Idee**

Dora, die sich seit der Scheidung nicht mehr Dora Benjamin, sondern Dora Sophie Kellner nannte, hatte zu Beginn des Jahres 1933 ihre Stellung verloren. Es war einer der vielen wechselnden Posten, die sie seit Mitte der zwanziger Jahre gehabt hatte, eine Redakteursstelle bei einer Radio-Zeitung, die bei Ullstein erschien. Doch seitdem der Verlag Schritt für Schritt »judenfrei« gemacht wurde, stand sie plötzlich ohne Einkommen da. Stefan war jetzt fünfzehn, ging aufs Grunewald-Gymnasium und wuchs so schnell, dass man meinte, zusehen zu können. Er brauchte dauernd neue Kleidung, neue Schulbücher, neue Schlittschuhe, neue Fahrräder. Dazu die Betriebskosten für das riesige Haus, das, in mehrere Wohnungen aufgeteilt, immer schwerer zu vermieten war, seitdem die meist jüdischen Mieter mittellos wurden oder das Land verließen.

»Unsere Geldnot ist unbeschreiblich«, schrieb Dora an Benjamin, der zu dieser Zeit auf Ibiza war, »beinahe so wie in den ersten Jahren nach unserer Rückkehr nach Berlin oder schlimmer, da wir da doch einen gewissen Rückhalt hatten. Aber man kann nichts dagegen tun.«<sup>14</sup> Trotzdem fand sie immer noch Möglichkeiten, ihn mit kleineren Summen zu unterstützen oder ihm Aufträge bei verschiedenen Zeitungen zu beschaffen, bei der »Berliner Illustrirten Zeitung« oder dem »Uhu« zum Beispiel.<sup>15</sup>

Dann hatte sie eine tollkühne Idee. Sie würde die neuen Machthaber hinters Licht führen. Sie würde Stefan, sich selbst, eine Chauffeurin und zwei Fotografen in ein gemietetes Auto packen, um eine Tour ans Schwarze Meer und wie-

der zurück zu machen, zu den Siebenbürgen, Donauschwaben und Sudetendeutschen, die neuerdings als Hüter des deutschen Volkstums galten und Hitlers »Machtergreifung« zum großen Teil jubelnd begrüßt hatten.

Ihre Rechnung ging auf. Die Zeitungen rissen sich um das Thema. Man bot ihr hohe Vorschüsse an, die allerdings unter vier Personen zu teilen sein würden, ihr selbst, der Chauffeurin und den beiden Fotografen. Stefan freute sich auf das Abenteuer, und auch Benjamin war begeistert, wenn auch nur aus der Ferne: Das »relativ Beste« in dieser Zeit betreffe seinen Sohn, der mit »seiner Frau« eine Autoreise in allerhand unbekannte Länder mache, schrieb er an eine Freundin.<sup>16</sup> Ja, er schrieb wirklich »mit meiner Frau« und war unverkennbar stolz auf die Aktivität, die sie an den Tag legte.

Über die Reise selbst weiß man nicht viel, weil Dora nur noch unter Pseudonymen oder anonym publizieren konnte. Ein Artikel in Ullsteins »Blatt der Hausfrau« ist ihr jedoch eindeutig zuzuordnen. »W'r sen doch deutsche Leut!« heißt die in Sütterlin gesetzte Überschrift.<sup>17</sup> Darunter prangt das Bild eines »Leutschauer Mädchens im Sonntagsputz«, fotografiert von Lene Schneider-Kainer, einer aus Wien stammenden Malerin und Illustratorin, die wie Dora jüdischer Herkunft war und für das Ullstein-Magazin »Die Dame« arbeitete.

Schneider-Kainer war es gewohnt, mit der Kamera umzugehen, da sie auf ihren Reisen nach China, Burma, Thailand, Persien oder Marokko viele Fotos machte, die ihr als Vorlage für Aquarelle und Zeichnungen dienten. »Leutschauer Mädchen« waren nicht gerade ihr Thema, so wenig wie »hohe

Hauben als Zeichen der Jungfräulichkeit« oder Dorfszenen aus dem »Schönhengster Gau«. Doch sie mussten sich verbiegen, sich untreu werden, alle Klischees, die der Zeitgeist von ihnen verlangte, bedienen: das weite Land, den Familiensinn, die Frau als »Trägerin häuslicher Zucht«, von früh bis spät kochend, Gänse nudelnd und Kinder gebärend. Und das alles vor der Kulisse des »urdeutschen Geistes« und der »urdeutschen Leut«. Eigentlich war es der blanke Sarkasmus. Doch niemand bemerkte es, denn zum Glück wussten die Nazis weder, was Ironie ist, noch, dass die beiden Autorinnen Jüdinnen waren.

Auf der Rückfahrt machten sie einen Bogen durch das Königreich Jugoslawien, wo ungefähr 450 000 Volksdeutsche lebten, die meisten davon als Bauern, Handwerker und kleine Geschäftsleute. Am Steuer saß Gert Wissing, sechzehn und zwanzig Jahre alt, Adoptivtochter eines jüdischen Arztelepaars, die Frau von Benjamins Lieblingscousin Egon Wissing, der ebenfalls Arzt war. Sie war schön, langbeinig und drogensüchtig. Und sie liebte das Meer. Da lag es nahe, von Ljubljana, wo sie Station gemacht hatten, nach Opatija, früher Abbazia, zu fahren. Es war nicht weit.

Dora kannte und mochte den Ort. Vor fast dreißig Jahren war sie dort zur Sommerfrische gewesen, mit ihren Eltern Leon und Anna Kellner und den Geschwistern Viktor und Paula. Die engen Gassen, die kleinen Kirchen, die prächtigen Villen, die Kamelien, der Oleander: alles hatte damals ganz italienisch gewirkt, obwohl überall die Habsburger Flagge wehte und Büsten des Kaisers in den Schaufenstern standen. 1930 hatte sie der Gegend ein Denkmal gesetzt in ihrem Roman »Gas gegen Gas«, der zuerst im Programm-

heft des Senders Frankfurt erschienen war, später in zwei österreichischen Zeitungen unter dem Titel: »Das Mädchen von Lagosta«.

*Wind, Sonne und Wasser; der trockene, würzige Duft heißer Piniennadeln auf den Lichtungen des Waldes; das Brennen der erfrischten, vom kalten Salzwasser noch nassen Glieder auf den flachen, erhitzten Steintafeln des Ufers; Fahrten im Boot nach der Küste, deren Felsen sich steil vom Grün der Agaven und Lorbeeräume abhoben.*<sup>18</sup>

Seitdem hatte sie diese Sehnsucht behalten. Nach dem Süden, seiner üppigen Vegetation, der italienischen Sprache, der Küche, der Musik. Es mochte eine kitschige Sehnsucht sein. Aber eine weit verbreitete, die von Goethe, Mendelssohn und vielen anderen geteilt worden war. Sogar auf der Mädchenschule der Wiener Reformpädagogin Eugenie Schwarzwald hatte Dora Aufsätze über das Thema schreiben müssen: »Warum ist Italien das Land der Sehnsucht der Deutschen?«<sup>19</sup>

Nun also Abbazia im Jahr 1933, das seit dem Ersten Weltkrieg nicht mehr zu Österreich, sondern zu Italien gehörte. Es war fast alles noch so wie früher. Die Luxushotels, die lange Strandpromenade, die Villa, in der Mahler seine 4. Symphonie komponiert hatte, der Park Angiolina mit seinen kaukasischen Tannen, und vor allem: das milde Klima, in dem Dora sich sofort wohl und gesund fühlte. Keine Gallenschmerzen, nicht das elende »Luftschlucken« mehr, unter dem sie seit Jahren litt, obwohl sie eigentlich eine robuste Natur war, die schon die schwersten Krisen überstanden hatte, Diphtherie und Lungenspitzenkatarrh, mindestens zwei Abtreibungen und Phasen von Lebensmüdigkeit.

Doch sie war eben Österreicherin, gewöhnt an gute Luft und landschaftliche Lieblichkeit, wie sie in ihrem Roman »Gas gegen Gas« einmal geschrieben hatte, an Seen, Wälder, Berge und »romantische Weiden«. Berlin war ihr einfach zu grau und zu flach, im Winter eiskalt, im Sommer oft »heiß wie ein Backofen«. Wenn man nicht gerade aufs Land hinausfahren konnte, musste man sich zwischen »Kärrn mit Pflaumen, Zigaretten und Eiscréme« drängen, um die Straßen zu überqueren, von hektischen Menschenmassen über »erweichten Asphalt und staubige Prellsteine« geschoben.<sup>20</sup> Nein, sie hatte sich nie darüber beklagt. Warum auch? Es gab ja das großartige Kulturleben und die vielen Zeitungen und Verlage, für die sie arbeiten konnte, die »Vossische«, die »BZ am Mittag«, den »Uhu«, »Tempo«, die »Literarische Welt«, »Die Dame«, Rowohlt, Ullstein, zum Schluss gar den Rundfunk. Doch seit 1933 war das alles vorbei. Keine Aufträge, keine Einnahmen, keine Freunde mehr, nur Stefan, das riesige Haus, ein paar Mieter, die dauernd wechselten, die Not und den Hunger.

Abbazia selbst kam als Exil nicht in Frage, da es politisch zu unruhig war. Überall spürte man, dass sich die alten Nationalitätenkonflikte noch nicht beruhigt hatten, dass es gärt zwischen Italienern, Serben, Kroaten, Bosniern, Slowenen, Mazedoniern, Albanern und Volksdeutschen. Aber das italienische Mutterland, »das Land der Sehnsucht«? Dort gab es zwar eine faschistische Diktatur, aber wenigstens, wie es hieß, keinen Antisemitismus, weshalb viele Jüdinnen und Juden sich dort niederließen. Und wenn es eines Tages zu schlimm werden sollte, könnte man immer noch von einem der vielen Häfen nach Amerika oder Palästina ausreisen.

Kaum wieder zurück in Berlin, im September 1933, schrieb sie Benjamin, dass sie nach Italien ziehen wolle, sei es, um dort eine Pension zu eröffnen oder um als Journalistin zu arbeiten, vielleicht beides.<sup>21</sup> Sie würde die italienische Sprache erlernen, was recht einfach sein sollte, besonders, wenn man gute Grundlagen im Lateinischen hatte. Und sie konnte, was allgemein bekannt war, exzellent kochen, ob österreichisch, russisch, ostjüdisch oder italienisch. Selbst Asja Lacis, ihre Erzfeindin, war von ihren »Delikatessen« entzückt, als sie einmal bei ihr in Berlin zu Gast war.<sup>22</sup> Ihre Kochrezepte für »Die Dame« waren berühmt. Woher sie das konnte, wusste sie selbst nicht so recht. Von ihrer Mutter, Anna Kellner, wohl eher nicht. Sie stand nicht gerne am Herd und war überhaupt keine begeisterte Hausfrau. Vielleicht hatte sie ihren Großmüttern über die Schulter geschaut? Oder den Köchinnen, die bei ihnen zu Hause engagiert waren? Ihr Vater bezog immer nur ein kleines Gehalt, ob in den Jahren als Lehrer in Wien oder später als Professor in Czernowitz am äußersten Rand der Monarchie, der »K. und K. Strafkolonie«, wie böse Zungen die Stadt in der heutigen Ukraine nannten. Aber egal, wie knapp sie auch mit dem Geld waren: eine gute Wiener Köchin hatten sie immer. Als sie einmal für ein Jahr in England lebten und statt Gulasch, Apfelstrudel und Buchteln nur Hammelbraten, Bohnen und Brotpudding vorgesetzt bekamen, drängte die Familie mit Gewalt wieder nach Hause.

## Stefan

Es gab nur einen Grund, der Dora vorerst davon abhielt, nach Italien zu gehen: ihr Sohn Stefan. Er ging gerne zur Schule, hatte viele Freunde, Juden und Nichtjuden, mochte seinen Lateinlehrer Walter Rabehl, ja, sogar den Direktor, Wilhelm Vilmar, fuhr gern Fahrrad, lief Schlittschuh, sang im Schulchor, lernte Schießen und übte sich eifrig in Kraftsport. Eigentlich war es ein Wunder, dass er so »unendlich brav« war,<sup>23</sup> denn er hatte wahrlich keine leichte Kindheit gehabt: Nach der Geburt in der Schweiz von Ort zu Ort geschoben, mal bei den einen, mal bei den anderen Großeltern lebend, die Ehekrisen der Eltern, Benjamins häufige Abwesenheit, das starke berufliche Engagement seiner Mutter, ihre Reportage-Reisen nach England und Amerika und schließlich die Scheidung. Es gab immer ein Kindermädchen, Friedy Barth in Bern und Grete Rehbein in Berlin. Grete Rehbein war ihm, als er noch klein war, so ans Herz gewachsen, dass er sie sogar heiraten wollte, weil seine Mutter so oft unterwegs war und heimlich »mit fremden Räubern [...] buhlt[e]«.<sup>24</sup>

Doch nun ging es ihm gut. Er war »der beste Schüler«, schrieb lange Briefe an den »lieben Papa« und genoss den Frieden, der endlich eingekehrt war. Sollte man ihn gerade jetzt von Berlin wegnehmen und ihm »die Möglichkeit des Studiums versperren«?<sup>25</sup>

Im April 1934 machte er mit einem Freund eine lange Fahrradtour, nach Bernau, Kloster Chorin, Niederfinow, Freienwalde, Wriezen, Küstrin und Frankfurt an der Oder. Es war eine schöne Fahrt, die er nicht unvorbereitet antrat,

denn Lothar Brieger, der langjährige Freund seiner Mutter, hatte ein reich bebildertes Buch über die Gegend geschrieben: »Aus stillen Städten der Mark Brandenburg«. Es war 1923 erschienen,<sup>26</sup> zehn Jahre vor Anbruch der »neuen Zeit« und daher sehr spannend zu lesen. Im Vorwort spricht Brieger von der »unleugbar slawischen Grundlage« der Gegend, dem Erbe der niederländischen Kolonisten, der Entstehung der Backstein-Gotik, dem märkischen Bauernhaus und den Texten Kuglers und Fontanes über dieses Land, das ganz zu Unrecht im Ruf stehe, flach und langweilig zu sein.

Brieger ging es hauptsächlich um die Kunst- und Kulturgeschichte. Doch Stefan und sein Freund waren vor allem an der modernen Mark Brandenburg interessiert, am großen Schiffshebewerk bei Chorin zum Beispiel, das gerade erst in Betrieb genommen worden war.

*Man sieht es bei Tag und Nacht viele, viele Kilometer weit, denn es ist durchweg nach Anbruch der Dunkelheit in Betrieb und dann hell erleuchtet. Der Eindruck, den das Hebework mit seinem »Fahrstuhl« = Trog, in den sieben große Lastkähne hineingehen, machte, war besonders stark, da wir vor noch einer knappen ¾ Stunde in Chorin gewesen waren. Wir hatten auch Glück und sahen, wie gerade Schiffe gehoben und gesenkt wurden. Das Werk ist von 1926 – 33 erbaut worden. Fast bei Dunkelheit brachen wir auf und wurden noch knapp in der naheliegenden Jugendherberge, die überfüllt war, aufgenommen: Obwohl wir auf Notpritschen, d. h. auf dem Fußboden schliefen, ruhten wir uns gut aus.<sup>27</sup>*

Drei Tage später waren sie mit ihren Fahrrädern wieder in »Groß-Berlin«, erschöpft, aber »ziemlich braun gebrannt« und hatten »für wenig Geld viel gesehen«.

## Plötzlicher Herztod

Doch sosehr Stefan auch an Berlin, der Schule und der Mark Brandenburg hing: es war ihm klar, dass er nicht mehr lange bleiben konnte. Schon im März 1933 war der Direktor, Wilhelm Vilmar, entlassen worden, obwohl er weder Jude noch Kommunist, sondern ein aufrechter Nationalliberaler war, aber eben kein Nazi. Sein Nachfolger betrat die Schule grundsätzlich nur in Parteuniform mit der Devise: »Humanität können wir uns nicht leisten.« Auf Druck der Elternschaft, die zum großen Teil jüdisch und liberal war, musste er gehen. Doch der nächste Direktor war auch nicht viel besser, und der an die »neue Zeit« angepasste Stundenplan schon gar nicht. Kaum noch Lateinisch und Griechisch, stattdessen Mittelhochdeutsch, Rassenkunde und Biologie.<sup>28</sup> Stefan fragte seine Mutter empört, wie man »einen Humanisten mit so etwas belästigen« könne?<sup>29</sup>

Viele Mitschüler gingen in die Hitlerjugend und weigerten sich plötzlich, neben einem Juden zu sitzen, auch wenn sie noch bis vor Kurzem mit ihm befreundet gewesen waren. Es wurden Listen angelegt, aus denen hervorging, ob jemand »Volljude«, »Halbjude«, »Ausländer« oder Sohn eines »jüdischen Frontkämpfers« war. Als Letzterer konnte man nach dem »Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen« darauf hoffen, vielleicht doch noch Abitur machen und studieren zu dürfen. Aber Stefan war nicht der Sohn eines »Frontkämpfers«, ganz im Gegenteil. Benjamin war entschiedener Kriegsgegner und hatte im Ersten Weltkrieg alles getan, um sich dem Kampf mit der Waffe zu entziehen.

Im Februar 1934 brach der Lateinlehrer Rabehl mitten im Unterricht zusammen und starb. Plötzlicher Herztod. Das war für Stefan wie ein Symbol. Dass schon viele seiner Mitschüler abgegangen waren, hatte ihn zwar geschmerzt, aber nicht sehr beunruhigt. Doch ohne Rabehl kam ihm die Schule fremd und leer vor. Er schrieb an Benjamin:

*Rabehl war, wie ich jetzt erfuhr, der Sohn von einem Arbeiter, und er war im Grauen Kloster zur Schule gegangen, wo er, wie später auf der Universität, einen vollkommenen Freiplatz hatte. Nun kannst du dir ja denken, was für eine Begabung er hatte, und ebenso groß war auch sein Gedächtnis. Da er keine Familie hatte und nicht zum Arzt ging, hatte er in der letzten Zeit, in der er herzkrank war, nicht die richtige Pflege, und so kam es dann, dass er schon mit 51 Jahren gestorben. Auch war sicher das schnelle Motorradfahren daran schuld, denn er fuhr häufig mit 120 km Geschwindigkeit, bei diesem Tempo kann man kaum atmen. Bei uns in der Schule wurde noch eine Trauerfeier veranstaltet, an der unsere Klasse das eine der beiden mit Worten erhaltenen griechischen Lieder ihm zu Ehren sang. Für uns klingt dieses Lied sehr langweilig, das kann aber ja auch daran liegen, dass die Worte vielleicht nicht ganz richtig gedeutet sind.<sup>30</sup>*

### **Rehrippchen à la Milanese**

Dora hatte inzwischen angefangen, Italienisch zu lernen, gemeinsam mit Stefan, der sich sehr geschickt dabei anstellte. Sie gingen einmal in der Woche zu einem Sprachlehrer, Alfredo Polito, einem freundlichen, ruhigen Mann, den es aus

der Gegend von Neapel nach Berlin verschlagen hatte, wahrscheinlich aus Liebe, denn er hatte 1914 eine Deutsche geheiratet, von der er allerdings schon seit Langem getrennt lebte.

Benjamin hatte Bedenken gegen das Italien-Projekt, weil er den italienischen Faschismus für gefährlich hielt, während Dora ihn eher als eine Art Folklore ansah. Einmal, im Jahr 1924, hatte Benjamin Mussolini persönlich auftreten sehen. Es war auf Capri, wo er eine Zeit lang gelebt hatte. Überall wimmelte es von Polizei, Geheimagenten und Militär. Allerdings spürte man wenig Begeisterung, wenn der »Duce« sprach. Das Volk blieb sehr reserviert. Er sei bei weitem nicht der Adonis, für den man ihn halte, schrieb Benjamin an seine Freunde, sondern klein, plump, bärisch und »unartikuliert«, der ganze Mensch an einen Krämer erinnernd, der nach »ranzigem Olivenöl« rieche.<sup>31</sup>

Doch jetzt sprach er diese Bedenken nicht aus, denn er musste mit allem, was er nach Deutschland schrieb, sehr vorsichtig sein, um Dora und Stefan nicht zu gefährden. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn die beiden nach Palästina emigriert wären, was für Dora aber nicht in Frage kam, da sie, anders als ihre Eltern, weder Zionistin war noch Hebräisch konnte, also wenig Aussicht auf Arbeit in ihrem Beruf als Journalistin und Übersetzerin hatte. Auch Stefan hatte nicht die geringste Lust dazu. Vielleicht hatte ein alter Freund, Gerhard Scholem, der sich inzwischen nur noch »Gershom« nannte, ihnen auch zu viel Druck gemacht, zu oft gesagt, dass Palästina der einzige richtige Ort für einen Juden sei. Er selbst, Professor für Religionsphilosophie, lebte schon seit zehn Jahren dort und versuchte auch Benjamin ständig zur Emigration zu überreden.

Im September 1933 war Dora von ihrer großen Reise zu den »Volksdeutschen« zurückgekehrt. Seit Oktober hatte sie keine journalistischen Aufträge mehr bekommen, da inzwischen das »Schriftleitergesetz« erlassen worden war, das Juden aus der schreibenden Zunft ausschloss. Sie durfte zwar noch zwei Übersetzungen machen,<sup>32</sup> aber eigene Beiträge waren nicht mehr möglich, bis auf Kochrezepte, die noch bis 1934 in der »Dame« nachzuweisen sind. Obwohl sie selbst nie-mals Weihnachten, sondern nur Chanukkah feierte, schrieb sie im Dezember 1933 ausführlich über »Großmutters Weihnachtsbäckerei« – mit Rezepten für »Süße Wurst«, »Geduld-plätzchen«, »Falsche Nüsse«, »Zuckerringe«, »Gefüllte Dat-teln«, »Ingwerzehen«, »Marienkugeln« und »Hörnchen«.<sup>33</sup> Außerdem begann sie, sich näher mit der italienischen Küche vertraut zu machen, die sie im März 1934 in der »Dame« vor-stellte: Minestrone, Kalbsmilchsuppe, Spinat nach Tessiner Art, römischer Kohl, Rehrippchen à la Milanese, Sardellen in Öl. Dabei betonte sie mit Rücksicht auf die Zensur vor-sichtshalber:

*Wo der Italiener Öl verwendet, kann man beruhigt zerlas-sene oder frische Butter nehmen – das entspricht dem deutschen Geschmack besser und ändert nichts an der Bekömmlichkeit der Speisen.*<sup>34</sup>

## Der Entschluss

Im Februar 1934 erhielt Dora einen langen Brief von ihrem amerikanischen Freund Henry Louis Mencken, der ihr mitteilte, dass er mit seiner Frau Sara, einer jungen Schriftstellerin, eine Mittelmeerreise machen wolle, die sie u.a. nach Cannes und Venedig führen würde.<sup>35</sup> Sie hätten genug von Amerika. Sie müssten unbedingt einmal heraus, obwohl sie es sich eigentlich finanziell gar nicht leisten könnten. Seit dem Ersten Weltkrieg sei kein ehrlicher Mann mehr Präsident gewesen. Man habe nur noch die Wahl zwischen Nullen und Schwindlern.

Mencken, 1880 in Baltimore, Maryland, geboren, war ein amerikanischer Starjournalist deutscher Herkunft, vielleicht *der* Starjournalist überhaupt, polemisch, brillant, ehrlich, sarkastisch, brutal, radikal. Viele hielten ihn für rassistisch, frauenfeindlich und antisemitisch. Aber er war glücklich verheiratet und hatte eine Reihe jüdischer Freunde, darunter auch Dora, die seit 1930 nicht nur seine Streitschrift »Notes on Democracy«<sup>36</sup> übersetzt, sondern auch viele seiner Artikel an deutsche Zeitungen vermittelt hatte, was nicht ganz leicht war, denn die liberalen und linken Blätter, für die sie schrieb, wollten nichts von einem Mann wissen, der Karl Marx einen »Philosoph[en] aus dem Rinnstein« und den Marxismus eine »Diktatur des Proletariats« nannte, deren Grundsätze »ungezogen, ja schweinisch« seien.<sup>37</sup>

Doras Begeisterung für Mencken ist angesichts solcher Formulierungen schwer zu erklären. Aber sie trennte den Menschen vom Autor, hielt viele seiner Thesen für bewusst überzogen und schätzte seine Vertrautheit mit der deutschen

Kultur, die auch die Geschwister Klaus und Erika Mann angenehm überraschte, als sie ihn einmal in New York besuchten, wo er in einem »ziemlich teuren Hotel zwischen Times Square und Fifth Avenue« wohnte. Er habe »unschuldig«, »heiter« und »herzlich« auf sie gewirkt und ihnen ein »intelligentes Wohlwollen« entgegengebracht.<sup>38</sup> So ähnlich empfand es offenbar auch Dora, die ihm bis kurz vor seinem Tod eng verbunden blieb, obwohl seine »Vorliebe für alles Germanische« irgendwann »zur gefährlichen Schrulle« wurde.<sup>39</sup>

Vor allem aber wollte sie seine Frau, Sara Haardt, einmal kennenlernen, Autorin von Theaterstücken, Romanen, Reportagen und Kurzgeschichten, die, wie zu befürchten war, nicht mehr lange leben würde, da sie an fortschreitender Tuberkulose litt. Mencken war achtzehn Jahre älter als sie und liebte sie über alles. Über die Ehe mit ihr schrieb er fünf Jahre nach ihrem Tod:

*Sara hatte eine scharfe Intelligenz, und doch war sie durch und durch feminin und von der Mentalität der Südstaaten geprägt. Sie hatte nicht das geringste von einem Blaustrumpf. [...] Ich glaube nicht, dass wir einander je gelangweilt haben. [...] Ich habe nie eine vernünftigere oder auch nur halb so charmante Frau kennengelernt. Sie war viel zu reserviert, als dass man sie allseits beliebt hätte nennen können, aber sie machte immer einen guten Eindruck auf gescheite Menschen, und es tat mir gut, dass all meine alten Freunde sie gern mochten. [...] Nie hat sie über ihre Bettlägerigkeit geklagt. Sie war die perfekte Patientin und munterte ihre Ärzte auf, wenn sie nicht mehr weiterwussten.<sup>40</sup>*

Für Dora gab es nach Menckens Brief vom Februar 1934 kein Zögern mehr. Sie würde Sara und ihn in Italien treffen

und nach einer geeigneten Immobilie suchen, nicht ziellos, sondern ganz konkret in Sanremo, das ihr als Perle der Riviera empfohlen worden war: verkehrsgünstig an einer viel befahrenen Eisenbahnstrecke gelegen, klimatisch sehr angenehm, Sitz eines international bekannten Spielcasinos und neuerdings auch wirtschaftlich wieder aufblühend, vor allem durch den Obst-, Blumen- und Gemüsehandel, in dem viele Deutsche und Österreicher tätig waren. Auch Russen und Engländer liebten den Ort und hatten dort schon seit dem 19. Jahrhundert ihre Prachtvillen.

Ende März 1934 fuhr sie los. Wahrscheinlich mit dem Zug, weil auf Reisen in das faschistische »Freundesland« hohe Rabatte angeboten wurden. Außerdem hatte sie jetzt keine »Chauffeurin« mehr. Denn die »gar zu schlanke, dem Gift verfallene Gert«, wie Klaus Mann sie einmal beschrieben hat, die »dünne, schöne, kranke Gert« lebte nicht mehr.<sup>41</sup> Sie war am 8. November 1933 in Paris mit erst sechsundzwanzig Jahren an den Folgen ihrer Morphiumsucht gestorben. Benjamin, der sie schwärmerisch verehrt hatte, war erschüttert. Für ihn hatte ihr früher Tod nicht nur mit ihrer Sucht, sondern auch mit dem Exil zu tun.

»Es ist spät abends und vor einer halben Stunde habe ich durch einen Anruf des Mannes erfahren, dass Gert Wissing [...] gestorben ist«, schrieb er an eine Freundin. »Sie wird der erste sein, den wir hier [...] begraben, aber kaum der letzte.«<sup>42</sup>

